

Zeitschrift: Der Friede : Monatsschrift für Friedens- und Schiedsgerichtsbewegung
Herausgeber: Schweizerische Friedensgesellschaft
Band: - (1919)
Heft: 7

Artikel: Nietzsche und der Krieg : dazu ein Wörtchen über Macht
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-803173>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Umweg über Nidau sich verspäteten: der Präsident des Grossen Rates von Steiger, Redaktor des Bund Dr. Schürch, Pfister, Dr. Bovet und Golay.

Nach der Begrüssung des Vorsitzenden, Prof. Louis Favre aus Genf, erhielt Prof. Moriaud das Wort zu seinen Ausführungen betreffend den zu gründenden Staatenbund und die Beteiligung der Schweiz daran. Er hob zunächst die Fehler des Pariser Vertrages hervor, deren grösster der ist, dass nicht Deutschland daran von Anbeginn teilnehmen soll, dann, dass nicht künftighin die Kriege überhaupt verboten sein sollen. Nur die Überfallskriege sollen verboten sein. Ein grosser Nachteil desselben ist auch, dass nirgends das Selbstbestimmungsrecht der Völker garantiert wird, indem sie durch Volksabstimmung beschliessen, welcher Nationalität sie sich anschliessen wünschen. Der Pariser Vertrag entspricht durchaus nicht unsern demokratischen Anschauungen.

Die Frage, die von uns vor allem besprochen werden soll ist: Soll die Schweiz in den Völkerbund eintreten? Obschon sie keine Bedingungen stellen kann und ihre Neutralität aufgeben soll, ist Referent dafür, dass sie eintritt, um darin den ihr als ältestem demokratischen Staat der Welt zukommenden grossen Einfluss auf die übrigen Staaten ausüben zu können. Sie kann darin den demokratischen Sinn zur Geltung bringen und die einzelnen Völker einander näher bringen. Die Schweiz ist zum Mikrokosmos des Völkerbundes bestimmt und soll darin eine vermittelnde Rolle spielen. Man streckt uns die Hände entgegen; weisen wir sie nicht zurück.

Quartier-La-Tente unterstützt die Ausführungen des Referenten und verlangt, dass die Friedensfreunde mit Eifer diese Bestrebungen zum Anschluss der Schweiz an den Völkerbund unterstützen. Dr. Häberlin ist mit den meisten Punkten der Vorredner einverstanden. Er betont die verschiedenen Nachteile des Pariser Vertrags; der von der Schweiz aufgestellte Entwurf wäre viel besser gewesen. Die Schweiz kann sich nicht dem Beitritt zum Staatenbunde entziehen. Ihre Neutralität ist unmöglich, wäre übrigens auch nicht ein Vorteil. Ihr moralischer Protest würde nichts nützen. Sie kann im Bunde mehr nützen, als wenn sie ausserhalb desselben bleibt. Die Schweiz sollte zustimmen und erklären, dass sie vom Momente an, da die andern Mitglieder, auch Deutschland und Österreich, aufgenommen würden, in ihn eintrete. Dass Genf der Sitz des Völkerbundes werden soll, ist Gewähr dafür, dass er sich besser als überall sonst im demokratischen Sinne entwickeln werde. Er dankt den Genfern für die Last, die sie damit auf sich nehmen werden.

Dr. Gustav Maier spricht sich dahin aus, es sei für die Schweiz durchaus nötig in den Völkerbund einzutreten. Aber sie solle es nur dann tun, wenn

die Nachbarvölker darin aufgenommen würden. Dr. Heinemann ist im Prinzip mit der Ansicht der beiden letzten Votanten einverstanden, aber er hält es für gefährlich, den Eintritt in den Völkerbund von einer solchen Bedingung abhängig zu machen. Dr. Schürch vermisst im Vertrag vor allem das Obligatorium des Schiedsgerichts und die endgiltige Abschaffung der Kriege. Das ist ein grosser Fehler. Unser Volk muss vor allem aufgeklärt werden, um selbst zu bestimmen, ob es in den Völkerbund eintreten will oder nicht. Herr Zeller und seine Freunde von Baselland sind gegen den Eintritt der Schweiz in den Völkerbund und begründeten ihren Standpunkt durch ein ausführliches Schreiben. Nur im Falle Deutschland und die übrigen Nachbarvölker in den Bund aufgenommen würden, könnten sie sich dafür erklären. Aber dann sollte sofort eine Revision der Genfer Konvention vorgenommen werden. Dadurch würden die Härten des jetzigen Vertrags ausgeschmerzt.

Dr. Bovet sagt, dieser Krieg muss uns eine Lehre sein. Er stimmt für Eintritt in den Völkerbund trotz mancher Nachteile. Prof. Moriaud meint, die Schweiz sei eine Macht mit besondern Qualitäten, ein Idealstaat, wenn sie sage, dass sie nie einen Krieg unternehmen oder mitmachen werde. Nach fast vierstündiger Diskussion ergriff Prof. Favre das Schlusswort. Da die Zeit drängte und die Genfer Freunde abreisen mussten, wurde von einem Beschlusse abgesehen, da es unmöglich war eine einheitliche Stellungnahme der Votanten zu erzielen. Dagegen wurde eine nächstens nach Bern einzuberufende Versammlung in Aussicht genommen, in welcher die Diskussion zu Ende geführt und die Organisation der Propaganda besprochen werden soll. Die Abendzüge entführten die Teilnehmer der befriedigenden Tagung an ihren heimatlichen Herd.

L. R.

Nietzsche und der Krieg. Dazu ein Wörtchen über Macht.

(März 1919.)

(Fortsetzung.)

Mit grosser Keckheit und Gewandtheit versucht er es, über diese Schwierigkeit hinwegzuspringen. „Auflehnung, das ist die Vornehmheit am Sklaven!“ so ruft er jetzt den Befreiten zu, die ihm in ihrer Verehrung und Dankbarkeit schon halb gehören. „Eure Vornehmheit sei Gehorsam! Euer Befehlen selber sei ein Gehorsam!“ „Euren höchsten Gedanken sollt ihr euch von mir befehlen lassen!“ „Euer Wille sage: Der Übermensch sei der Sinn der Erde!“ — Damit ist der Weg wieder frei. Alles frühere „Du sollst“ hat er verworfen, jetzt folgt in bunter Fülle sein eigenes „Ich will“ und „Du sollst“.

Mit gleichen Feinheiten sucht er Jünger und Mitarbeiter zu fangen. Noch nie hat ein Rattenfänger feiner gepiffen. „Lebendige Gefährten brauche ich,

die mir folgen, weil sie sich selber folgen wollen, — und dorthin, wohin ich will; die meinen Willen auf meine Tafeln schreiben, zu aller Dinge vollerer Vollendung.“ Einst will er sie zwar „für sich allein stellen“, aber nur um zu prüfen, ob sie willens sind, zu tun, was er will, „Mitschaffende und Mitfeiernde Zarathustras zu werden“. Sie sollen also sich selber folgen, es wird aber vorausgesetzt, dass es ihr höchstes Streben sei, ihres Meisters Absichten zu fördern. Sie dürfen und sollen ihren eigenen Willen haben, — aber unter der Bedingung, dass dieser mit dem seinigen übereinstimmt.

Nietzsche scheint sich nun ganz klar darüber gewesen zu sein, dass er an diesem Punkte seine Anhänger täuschte. Es musste eben geschehen, wenn er sie in der Hand behalten wollte. Darum sagt er: „Log ich, so log ich aus Liebe.“ Aus Liebe zu seinem Werke nämlich, zum Übermenschen, denn die Menschen liebt er nicht.

Log? — Was ist nun nach Nietzsche Lüge? Besser, was ist Wahrheit nach ihm? — „Wahrheit“ sagt er in der Fröhlichen Wissenschaft „wird vom Schaffenden geschaffen“. Sie wird nicht erkannt, denn „der Mensch hat überhaupt kein Organ für das Erkennen“. Sie wird geschaffen vom Schaffenden zu Gunsten seines Werkes, seiner Liebe.

Das ist mit wenigen, dürftigen Strichen umrissen der Nietzsche derer, die Nietzsche kennen, und dieser Nietzsche wird so leicht keinem gefährlich werden. Wohl aber mag er die vielen verwirren, die ihn gelesen haben, ohne ihn recht zu begreifen. Die Sache liegt also anders, als der Amerikaner meint, sie liegt sogar geradezu umgekehrt.

Allein bei Lichte besehen, was macht das alles hier? Muss man denn noch nach den Ursachen suchen, aus welchen in den Deutschen der Wille zur Macht entsprang? Gewiss nicht, denn wo Kraft ist, da ist auch Wille zur Macht. Das war immer so. Blättert nur ein wenig in den Büchern der Geschichte! Woher kam er den Römern, woher den Arabern, woher den Normannen, den Portugiesen, Holländern und Schweden, woher den andern allen? Und fand er sich letzthin etwa allein bei den Deutschen? Er ist überall, wo Menschen streben, wo Menschen wohnen. Alle Nationen besitzen ihn, er bekundet sich nur verschieden, je nach ihrer Eigenart und ihren Verhältnissen. England hat einen zähen Willen zur Macht, Frankreich einen spielerischen, Italien einen überlegenden, Russland einen trunkenen, Österreich hatte einen verbissenen, die Türkei einen naiven, Deutschland einen trotzigsten, Japan hat einen geschliffenen. Wo Leben pulst, da ist auch Wille zur Macht. Wo er nicht mehr ist, klagen die Käuzchen. Wehe der Menschheit, wenn er einmal in ihr ersterben sollte! Das verkündete ihren Untergang, es sei denn, dass die Menschen mittlerweile zu Göttern wurden. Bis dahin aber ist's noch weit! —

* * *

Es ist ja ganz unmöglich, dass die Menschheit bestehen und sich in befriedigender Weise weiterentwickeln sollte ohne Macht. Ist nicht jedes Werkzeug latent gewordene Macht und jeder Hammer Schlag, welcher einen Nagel in die Wand treibt, ein Vorgang, in welchem menschliche Macht sich offenbart? In allem unserm Treiben fast ist Macht. Die Bösen können seiner nicht entraten, die Guten auch nicht. Je mächtiger einer ist, je mehr des Bösen oder Guten kann er schaffen. Das Streben nach Macht ist also geradezu die Pflicht des rechten Mannes und ebenso die Pflicht eines rechten Volkes — so sollte man folgern.

Hier aber stossen wir auf eine höchst betrübende Tatsache, welche das ganze menschliche Elend vor unsern Blicken aufdeckt: Im Besitze grösserer Macht wird aus dem rechten Manne nur zu oft ein schlechter Mann, und ein mächtiges Volk, das gut wäre, scheint nach den Lehren der Geschichte eine völlige Unmöglichkeit. Mächtige Menschen werden in der Regel böse, mächtige Nationen stets. So kommt es, dass nach einem Kriege oft genug schon die nächsten Dezzennien den Sieger vor aller Welt als den Unterliegenden enthüllen, während umgekehrt der Unterliegende als Sieger erkennbar wird; denn der Sieg war doch nur der Anfang des Niedergangs, während die Niederlage der Anfang des Aufstiegs war. Die Deutschen liefern uns ein Beispiel. Ihnen ist der Sieg von 1870/71 und ihre schnell erworbene und schnell wachsende Macht zum schrecklichen Gifte geworden, an dem sie dann im Weltkriege geborsten sind. Möchten ihre mächtigen Gegner, welche ihnen jetzt den Fuss auf den Nacken setzen, an ihrem Beispiele lernen! Möchten sie doch, aber ach, sie werden nicht! Es ist eine weitere betrübende Tatsache, dass die Bücher der Geschichte den Völkern nur wenig mehr als garnichts sagen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Brief an Wilson.

Wie manche Engländer über diesen Mann und die schlechte Lösung seiner hehren Aufgabe denken, beweist folgender Brief, den wir unsern Lesern zur Kenntnis unterbreiten möchten, da er von einem Friedensfreunde und aufrechten Manne stammt. Er lautet:

„Northam“ Athenaeum Road,
Whetstone. London N. 20,10. Juni 1919.

Herr Präsident Wilson,
Amerikanische Delegation für die Friedens-
verhandlungen,

Paris.

Herr Präsident!

Am 10. Januar hatte ich die Ehre, Ihnen einen von 903 führenden Männern und Frauen dieses Landes unterzeichneten Brief zu senden, der sich auf Ihre 14 Punkte und die folgenden Erklärungen bezog und Ihnen den Dank und das Vertrauen der